

und an einer einzigen Stelle kommt er darauf zu sprechen:

Damals [kurz vor dem Ersten Weltkrieg] erschienen auch die vielen Bände der Gesamtausgabe der Werke Scholem Alejchems. Der Briefträger, der sie ins Haus brachte, verständigte am gleichen Tage die Freunde meines Vaters, die sich dann abends bei uns versammelten. Der eine oder andere las die besten Stücke vor, meist Monologe, kurze Erzählungen, komische Szenen. Man blieb bis spät in die Nacht [...]. Ich begann erst später Jiddisch zu lesen, daher blieben Scholem Alejchem und die beiden anderen Klassiker der jiddischen Literatur, Mendele Moícher-Sfórim und Jitzchok Lejb Perez, während mehrerer Jahre jene Schriftsteller, deren Werke ich kannte, ohne sie selbst gelesen zu haben.[2]

Die Sprache, die das Kind im *Chejder*, in

der orthodoxen Knabenschule, las, war das Hebräische der heiligen Schriften. An mehreren Stellen erwähnt Sperber, dass er die Tora-Abschnitte, die in der Synagoge wöchentlich gelesen wurden, zu «übersetzen» hatte, er sagt aber nicht, dass die Zielsprache dieser Übersetzung das Jiddische war. Und auch später, als er im Ersten Weltkrieg nach Wien kommt, hören wir nicht, dass es hier einen Sprachenübergang gegeben hat. Von Anfang an scheint der Neunjährige des Deutschen mächtig zu sein, als hätte er immer in Wien gelebt.

Erst am Ende seiner Autobiographie, auf den letzten Seiten des dritten Bandes, berührt Sperber das Sprachenproblem. Er hat, so lesen wir, erst zu schreiben begonnen, als er schon in Frankreich lebte, und musste

eine Frage lösen, die für mein Schaffen und meine Laufbahn von größter Bedeutung war: die Frage der Sprache. Da es mir psychisch unmöglich war, mich ganz vom Deutschen zu lösen, entschloß ich mich notgedrungen, ein zweisprachiger Schriftsteller zu werden – die Romane deutsch, die Essays hauptsächlich französisch zu schreiben. [...]

Seit 1946 war ich Lektor für deutsche Literatur im alten Pariser Verlag Calmann-Lévy [...]. Während ich die von ausgezeichneten Germanisten besorgten Übertragungen überprüfte, stellte ich mit Staunen, ja mit Entsetzen fest, wie wenig kongenial die beiden Sprachen sind, so daß sie einander hoffnungslos fremd bleiben. Deshalb erstaunte es mich nicht, daß was immer ich in der einen schrieb, mir selber fremd erschien, sobald ich es in die andere Sprache zu übersetzen begann. Die sprachliche Bigamie bringt gewiß auch viele Vorteile, aber ich mag

sie nicht. Es sind die Vorteile eines schicksalhaften Nachteils: der Entwurzeltheit.

[3]

Merkwürdig spurlos geht zwischen dem Deutschen und dem Französischen hier das Jiddische unter, Manès Sperbers erste Sprache. Er ist nicht der einzige deutsche Jude, bei dem sich das beobachten lässt. Schon Moses Mendelssohn, der mit seiner Frau noch auf Jiddisch korrespondierte, wollte diese Sprache nicht mehr gelten lassen; der in Wien geborene Martin Buber wuchs bei seinem Großvater in Galizien auf und sprach dort Jiddisch, er erwähnt es aber nirgends; und auch Sigmund Freud, der den Begriff der Verdrängung in den medizinischen Diskurs eingeführt hat, hörte bei seinem Vater noch das Jiddische. Wir werden später sehen, wie schwer er es

damit hatte.

Im Februar 1912 hält Franz Kafka eine kleine Rede über die jiddische Sprache. Anlass ist ein Leseabend, an dem der Schauspieler Jizchak Löwy jiddische Gedichte vortragen wird, und Kafka will das Publikum darauf einstimmen. Die Juden in Prag fühlen sich dem deutschen Kulturkreis zugehörig, sie sind das Jiddische nicht mehr gewöhnt, und Kafka hat den Widerstand dagegen schon im eigenen Hause zu spüren bekommen. Mit einer Theatergruppe aus Lemberg führte Löwy jiddische Stücke auf, Kafka hatte sich mit ihm angefreundet, und seinem Vater, der sich in Prag zu den höheren deutschen Kreisen zählte, war solcher Umgang unangenehm.

Kafka ist zu diesem Zeitpunkt 28 Jahre